

Flucht vom Weichseltal 1945

22. Januar 1945. Ein Markstein in meinem Leben.

Der Tag, an dem uns das Schicksal des Krieges ereilte und uns aus unserer Heimat hinaustrieb, aus dem Garten Eden, aus unserem Paradies, das uns nirgends anderswo mehr erstehen wird. Westpreußen gibt es nur einmal in der Welt, die Weichselniederung findet man nie wieder.

Nun haben wir 6 Jahre umsonst die Kriegslast in der Wirtschaft getragen, 6 Jahre umsonst gearbeitet und gesorgt. Jetzt hat uns das Schicksal ereilt und uns aus unserer Heimat ausgestoßen, uns alles genommen, was zum Leben gehört. Diesen 22. Januar wird niemand vergessen, der ihn gleich mir erlebte, und ich glaube nicht, daß meine Worte ausreichen werden, die folgende Zeit so zu schildern, daß jeder, der nicht dabei war, zu erkennen vermag, wie es uns ums Herz war; diese Zeit, die uns einreichte in die grauen, traurigen Kolonnen von Flüchtlingen, in die langen, endlosen Reihen der Trecks, in dieses Elend der Landstraße.

Die erste Woche der Flucht war so schrecklich, daß ich erst rückschauend die Erlebnisse zusammenfassen kann. Wie gut, daß Hellmut, mein Mann, der aus dem Gouvernement Arbeitsurlaub hatte, noch 3 Tage vorher bei seiner Abfahrt Mutti mit unseren 4 kleinen Kindern zur Bahn brachte, wo sie nach Madlitz bei Frankfurt/Oder zu Verwandten fuhren. Wie gut, daß ich die Kleinen nicht mit auf der Landstraße hatte! Meine drei Fuhrwerke waren schon genügend besetzt. Meine Familie bestand aus mir, meinen beiden ältesten Jungen Hartmut und Hans-Jürgen von 10 und 11 Jahren, dem Hauswirtschaftslehrling Elfriede Lenz sowie dem Küchenmädchen Lene. Außerdem mußte ich die ganze Gefolgschaft mitnehmen, bestehend aus dem polnischen Instmann Jadczevski, den ich als Kutscher brauchte, mit seiner Frau und 2 Kindern, und dann einem Ukrainer Sascha, der auch einen Wagen übernahm, und 3 Russenmädchen Maruschka, Ulana und Tanja, die den dritten Wagen führten. Dazu kamen die Bewohner des Insthauses: die Flüchtlingsfrau aus Litauen, Frau Preikschat mit 4 kleinen Kindern, alle unter 6 Jahren, das kleinste 4 Monate alt, die Kriegerfrau Pekruhn mit 2 Kindern und Frau Seelke. Alle zusammen waren wir 22 Personen, Gepäck von 7 Familien. Als ich am Vortag der Flucht die Einteilung für die Wagen und Personen vom Ortsbauernführer erhielt, war mir gar nicht klar, was das für eine Belastung werden würde. Ach, man hatte ja auch gar keine Vorstellung davon, was es hieß: flüchten.

Wir waren überzeugt davon, daß es der Wehrmacht doch gelingen würde, den Feind von unserer Heimat fernzuhalten. Sicher war der Wunsch der Vater des Gedankens: wir werden nicht wegzufahren brauchen. Dennoch bedrückte uns das Kriegsgeschehen, daß die Front durch Polen immer näher auf uns zukam, und auf den Rat des Oberleutnants, der mit seinen Offiziersschülern bei uns im Quartier lag, begann ich doch, einige Sachen zum Einpacken vorzusuchen. Auch schlachteten wir am Sonntag 2 Schweine, was sonst erst einige Tages später geschehen sollte. Als die großen Stücke gesalzen und die Därme gereinigt waren, erlaubte ich meinen jungen Mädchen, zur Freundin Christel Holtz hinüberzugehen, die zu einem geselligen Kaffeetrinken mit den Soldaten eine Torte gebacken hatte. Warum sollten die Mädels nicht auch etwas Unterhaltung haben? Ich teilte weiter das Fleisch ein und begann, die Stücke zur Wurst zu kochen. An den Vortagen war ich immer spät zu Bett gegangen, ich war müde, ich wollte mich ein Weilchen hinlegen, bis das Fleisch gar war, um es dann noch vor dem Schlafengehen herauszunehmen.

Durch den Ruf: „Wir müssen räumen!“ schreckte ich auf. Im Moment war ich hellwach und munter. Nun war es also doch soweit! Nun mußten auch wir die Heimat verlassen! Jetzt hieß es, nicht die Nerven verlieren, die Ruhe bewahren, alles richtig bedenken! Aber ich bebte am ganzen Körper, die Mädels ebenfalls, wir waren kalkblaß. Mit äußerster Beherrschung mußte ich jetzt die richtigen Anordnungen treffen. Oh, wer ahnt, was dieser Ruf bedeutet?

Als erstes: Haben wir noch genug Brot? Es wäre gut, noch welches zu backen. Ist Hefe da? Nein. Also geht schnell zur Nachbarin fragen, ob sie uns borgen kann. Noch ehe die Mädels zurück sind, kommt richtige Order: Alles fertig machen zur Abfahrt: Hufbeschlag der Pferde in Ordnung bringen, d. h. für scharfe Stollen sorgen, Wagen schmieren, dieselben mit Teppichen auslegen und mit Planen bedachen, nicht das Handwerkszeug vergessen, genug Pferdefutter für ca. 10 Tage mitnehmen. Es geht nach Spangau Kreis Dirschau. Abfahrt des ganzen Dorfes geschlossen nachmittags 14 Uhr! — Wenn nicht inzwischen anderer Befehl kommt. Er kam um 3 Uhr früh: Um 9 Uhr muß alles marschfertig sein!

Gut, daß die Mädels keine Hefe bekommen hatten und kein Brot ange-teigt war. Die ganze Nacht wurde durchgearbeitet, immer in dem Gedanken: nur nicht die Nerven verlieren, nichts verpassen! Zuerst machte jeder seine Bekleidung und Wäsche fertig. Ich packte einen Schließkorb voll Kleider und Schuhe, eine Kiste mit Wäsche und noch einen Korb voll Wäsche und Kleider. Er wurde nicht ganz voll; also sollte noch Geschirr hinein, einige Bilder der Ahnen und was noch wertvoll erschien. Aber das mußte gut verpackt werden, damit nichts zerbrach, also nochmals Wäsche heraus,

Bilder und Geschirr eingewickelt wieder hinein. Für weiteres Geschirr war der kleine Aktenschrank vorgesehen. Auch hier war es praktisch, Wäsche zum Ausfüllen der Lücken zu nehmen. Also mußten noch einige Stücke aus dem Korb herausgenommen werden. Dadurch wurde wieder Raum frei, und ich konnte noch einige Fenstergardinen abnehmen und einpacken. Vielleicht brauchte man sie noch einmal als Kleiderstoff.

Dann ging es an die Lebensmittel. Speck, Schinken und Wurst kam in Säcke oder Beutel, ebenso Mehl und Erbsen, Zucker und Nahrungsmittel; nun, und dann das frischgeschlachtete Schweinefleisch. Das Schmalz konnte man doch nicht zurücklassen, das mußte also noch ausgebraten werden und wurde in eine Milchkanne gegossen. Auch das inzwischen gekochte Fleisch kam in eine Milchkanne und das Dauerwurstfleisch ebenfalls. Die Schultern mußten noch zerteilt und eingedost werden, allerdings nahm ich sie roh mit. Schweinebraten mußte noch fertig gemacht werden als Mundvorrat und Karbonade gebraten werden. Auch hielt ich es für richtig, noch eine große Portion gekochte Erbsensuppe mitzunehmen, die man unterwegs schnell wärmen kann. Ich wußte schon: für alles, was fehlen würde, würde man mich allein verantwortlich machen. War auch wirklich alles mit? Wertsachen, Schmuckstücke, Andenken, Ahnenpaß, Familienchronik, Grundstücksakten und Personalausweise?

Oh, es war eine schreckliche Nacht! Fortwährend kam jemand: der Ortsbauernführer, der Blockleiter, die Frauen, die mitfahren sollten, und besonders gingen die Soldaten ständig aus und ein. Andauernd läutete das Telefon, meist fürs Militär. Früh morgens kam unser kriegsgefangener Engländer, der so gewissenhaft das Vieh versehen hatte, sich verabschieden; uns beiden wurde das Lebewohl schwer. Und auch der Wachmann, Nachbar Braun, ging schweren Herzens mit den Gefangenen fort, ließ er doch jetzt seine Familie allein. Die Baltin, deren Pferd bei uns stand, kam, um mir heftige Vorwürfe zu machen, daß sie ihr zweites Pferd hatte abgeben müssen, nun sollte ich ihr helfen! Mochte sie doch zum Ortsbauernführer gehen, ich konnte nichts dafür, daß man ihr das Pferd abgekauft hatte; mochte er ihr Rat geben. Sie behauptete, ich hätte alles vorher gewußt, daß wir flüchten mußten usw. Woher sollte ich das gewußt haben? Stünde ich dann wohl so unvorbereitet da? Nur gut, daß die Jungen so fest schliefen und nichts von dem Lärm im Hause merkten. Aber morgens um 7 Uhr mußte ich sie ja doch wecken. Als ich sagte: „Wir müssen flüchten“, brachen sie in Tränen aus. Da konnte auch ich mich nicht mehr länger halten, und so saßen wir drei auf der Bettkante und weinten. Ich suchte mich zu beherrschen und die Kinder zu trösten, aber das war mir unmöglich.

Doch die Zeit eilte, die Wagen waren noch nicht fertig, ich mußte mich darum kümmern. Ich schleppte die Teppiche herbei, suchte Pläne zusammen.

Ach, an hundert Dinge zugleich mußte man denken! Die Arbeiter hatten ja gar kein Interesse am Flüchten, gar kein Verständnis für mich. Sie waren unzufrieden, weil sie nachts nur wenig geschlafen hatten und das Frühstück nicht pünktlich war! Du liebe Zeit, wer von uns dachte überhaupt ans Frühstück! Sie hatten wie immer das Vieh ausgedüngt und die Morgenarbeit verrichtet, und als ihnen nun erklärt wurde, sie dürften nicht zurückbleiben, suchten sie ihre eigenen Sachen erst zusammen. Wie sollten da um 8 Uhr die Wagen marschfertig sein?

Es war so bitterkalt und trotz des Mondscheins nicht hell genug, um nachts noch die Wagen herzurichten. Sie mußten auch noch umgebaut werden, denn sie waren für die Anfahrt von Steinen kurz gemacht, und nun sollten sie als Leiterwagen fertiggemacht werden. Ich wußte, daß die Nachbarn auch nicht so pünktlich fertig sein konnten, und rechnete damit, daß um 10 Uhr abgefahren werden würde. Als die Wagen endlich fertig waren, fuhren die Männer zum Insthaus, dort den Frauen das Gepäck aufladen zu helfen, denn da war ja auch kein Mann vorhanden. Inzwischen hatte ich alles eingepackt, verschiedene Kisten mußten noch zugenagelt werden.

Und dann kam das Schlimmste. Plötzlich war das ganze Haus voller Volkssturmmänner, die beauftragt waren, die Viehpflege im Dorf zu besorgen. Sie gingen und standen überall herum, ich konnte mich im eigenen, leeren Hause nicht mehr zurechtfinden. Ehe ich mich versah, war der Mundvorrat, der noch eingepackt werden sollte, fort; Schinken, Käse, Speck, Butter und Brot waren verteilt, sie fragten nicht nach dem Speicherschlüssel und Viehfutter, sie wollten nur wissen, wo Kammer und Keller, Räucherammer und Hühnerstall seien. Endlich sah ich einen Offizier, den ich bat, jemand zu beordern, der mir die Sachen auflud, was auch sogleich geschah. Das Aufladen ging dann aber so schnell, daß ich mich kaum mehr davon überzeugen konnte, ob das Gepäck auch wirklich gut verschlossen war. In wahlloser Reihenfolge luden sie alles auf, ungeachtet des richtigen Gleichgewichts, was sich nachher schlimm genug auswirkte. Der Wagen für mein Gepäck war ganz besonders lang, und schließlich war alles drauf, was ich mitnehmen wollte. Da aber erklärte jemand, daß zuviel Ladung drauf wäre und die Pferde das alles nicht weit ziehen würden, und riet dringend, etwas abzuladen. Es half nichts, ich mußte mich nun entschließen, die guten Bettgestelle und Matratzen zurückzulassen und ebenfalls den einfachen Schrank, der als Kiste dienen sollte. Ich nahm heraus, was unentbehrlich erschien, und packte es in einen Sack.

So, nun mußten wir aber fahren, sonst wären die Nachbarn inzwischen fort. Da kam Meta Bartel voll Kummer; ihr war ihr gutes junges Pferd am Vorabend gefallen, und nun wollte sie den Offizier bitten, ihr eins zuzuweisen. Er tat das sofort, und während wir unter Tränen das Geschick

beklagten, das uns heimatlos machte, das der Beginn des Weltunterganges sei, wie sie sagte, spannte man ihr schon ein gutes Pferd vor. Wir wollten zusammenbleiben, aber sie fuhr dann doch voraus und erreichte wohl noch den Dorftreck. Ich aber mußte noch auf die Wagen vom Insthaus warten und die Sitzgelegenheit in meiner Bude zurechtmachen, die völlig unbrauchbar hergerichtet war. Dann rief ich noch in Mewischfelde an und verabschiedete mich von den Schwiegereltern, die erklärten, sie könnten es nicht übers Herz bringen auszuziehen, und von den Schwägerinnen, die auch marschfertig waren.

Dann zog ich mich reisefertig an, d. h., alle dicken Kleider, die ich nicht eingepackt hatte, und ging noch ein letztes Mal durch das Haus, in dem ich 30 glückliche Jahre verlebt hatte und das ich nun verlassen mußte. Dieser letzte Gang war zuviel für die Nerven; ich verlor die Fassung und brach in lautes Weinen aus. Oberleutnant Vogel suchte mich zu trösten, aber seine so guten Worte verhallten ohne Echo. Oh, niemand weiß, was es heißt, aus der Heimat zu gehen, Grund und Boden der Väter zu verlassen. Niemand sonst weiß, wie es ist, vertrieben zu werden und alles aufgeben zu müssen, was bis dahin lieb und teuer war. Laßt das Trösten, ihr versteht uns nicht, spart die Worte, sie nützen nichts! Kommt, meine lieben Jungen, reißt euch los aus der Heimat und verlaßt sie schnell, damit die Tränen ein Ende nehmen! Aber haltet die Stätte eurer Geburt, den Wohnsitz eurer Väter immer im Gedächtnis! Wie es daheim war, findest du es nimmermehr.

Im Dorf war alles still. Die Nachbarn waren schon fort. Zuerst sah man noch Volkssturmänner hin und her gehen und einige Flüchtlinge aus der Stadt, die ihre letzte Habe auf Rodelschlitten hinter sich herzogen. Dann aber war alles ausgestorben. Die Fensterläden der Häuser waren geschlossen, kein Rauch stieß aus den Schornsteinen auf, niemand fuhr mehr auf der Straße, — ein totes Dorf. Und darüber die strahlende Sonne, der leuchtende blaue Himmel des klaren Januartages. Wird man je ein lebendes Dorf wiederfinden? Aber wir sollen ja nur nach dem Kreis Dirschau; wir wollen ja nur den Russen ausweichen. Die Wehrmacht wird doch den Feind bald zurückschlagen. In einigen Wochen kann man dann schon klarer sehen, was werden wird, und dann vielleicht bald zurückkehren.

Wie schwer die Pferde ziehen müssen! Es ist aber auch furchtbar glatt, der Asphalt ist mit Eis überzogen, mehr mit festgefahrenem Schnee; die Pferde können sich schlecht halten und rutschen häufig weg. Die Stollen sind abgenutzt, neue waren nicht vorhanden, und sie können gar nicht in das Eis einschlagen, die Straße ist zu glatt. Wenn man nicht genau die Mitte hält, schleudern die Wagen leicht nach der Seite herunter. Wir hofften, daß es auf der Pflasterstraße in Zandersfelde besser werden würde. Leider war

das nicht der Fall. Die Straße war recht gewölbt, und noch leichter kamen die Wagen ins Rutschen, und an der schlechtesten Stelle vor der Molkerei schleuderte der lange Wagen mit einem Hinterrad in den Straßengraben. Es hieß ausspannen, den Wagen seitwärts herausziehen und die Wagen einzeln vierspännig um die Biegung bringen. Einzelne Nachzügler fuhren noch vorbei. In der Molkerei konnte jede Familie 2 Pfund Butter kaufen, wovon alle Gebrauch machten.

Ich sah schon, bei diesen Wegen war es ausgeschlossen, heute noch bis Weißenberg zu kommen. Die Pferde schwitzten; lange hielten sie nicht mehr aus. Ich beschloß, in einem Gehöft die Nacht zu verbringen, und dachte an die Wirtschaft der Frau Pauls. Man sah die Gebäude schon von weitem, aber sie rückten nicht näher. Die Pferde rutschten ständig aus, so daß sie kaum die Wagen vorwärts bringen konnten, und waren wasser-naß. Endlich erreichten wir bei Dunkelheit den Hof. Drei Männer kamen uns entgegen, die das Vieh besorgt hatten und die wir um Unterkunft im Stall fragten. Sie waren freiwillig dageblieben, um die Tiere zu versehen. Der Stall war hell und blitzsauber, wundervoll gepflegt das Vieh. Das Heulen mußte einem von Neuem ankommen, wenn man das sah, daran dachte, daß alles vergeblich gewesen war, was man an Mühe, Arbeit und Sorge daran gewendet hatte, solch einen erstklassigen Viehbestand aufzubauen. In eine Ecke brachten wir für uns Strohbunde und legten uns nieder. Die Nacht schien ewig zu dauern. Wollte es denn gar nicht Morgen werden, so daß wir den Weg fortsetzen konnten? Um 3.30 Uhr früh ging ich hinaus. Die Kälte hatte erheblich nachgelassen, es war wohl fast am Tauen. Nichts war zu hören in der Stille der Nacht. Von der Münsterwalder Brücke leuchteten schwache Lichter, und hin und wieder ging eine Leucht-kugel hoch. Was würde uns dieser Tag wohl bringen? Oh, brauchte man doch nur nicht weiterzufahren, könnte man hierbleiben! Diese abseits der Hauptstraßen gelegenen Dörfer werden doch gar nicht im Kriegsgebiet liegen! Warum sollten und mußten wir fort? Wenn der Weg nicht besser wurde, kamen wir heute auch nicht weit. Der Schimmel hatte sich schon erheblich die Hufe abgelaufen, da er hinten keine Eisen hatte. Am 3. Wagen war eine Leiter etwas eingebrochen, da mußte man noch eine Latte gegenschlagen.

23. 1.

Die Männer kamen, die Kühe zu melken, wie sauber war das mit der elektrischen Melkanlage! Sie schlossen uns das Haus auf und gestatteten, Milch und Kaffee auf dem elektrischen Herd zu kochen. Vollständig aufgeräumt war das verlassene, kalte Haus. In der Stube stand das Telefon auf dem Tisch. Wen könnte man versuchen anzurufen, wo wohnten noch

Menschen? Übers Fernamt ging es ja nicht mehr. Ach, aber vielleicht Ewert in Montauerweide. Ich wählte die Nummer: wirklich Marga Ewert meldete sich, und sogar früh um 5 Uhr. Also gab es doch noch bewohnte Dörfer! Ich erzählte von uns, fragte nach Bekannten und erkundigte mich nach dem Schmied, der aber nicht mehr arbeitete. Immerhin, es gab uns doch Mut, zu wissen, daß man im Kreise Stuhm wieder in eine bewohnte Gegend kam. Ich beschloß daher, mit 2 Wagen vorzufahren bis an die Abzweigung nach Weißenberg und von dort 2 Pferde zurückzuschicken, die den 3. Wagen vierspännig nachholen sollten, um die Kräfte der zwei kleinen Pferde zu schonen. Inzwischen sollte Sascha die Leiter reparieren. Jadczewski bekam von den Männern sogar noch Schraubstollen, wofür ich ein Päckchen Tabak geben mußte.

Ein wenig besser konnten die Pferde nun gehen, aber die Wagen schleuderten immer noch. Hartmut und Jürgen liefen dauernd herum und legten Strauch und Sackstücke oder Latten und Ähnliches vor die Räder. Als wir in fast 4 Stunden bis Tragheimerweide kamen, hatten wir 8 km zurückgelegt, und die Pferde waren wieder naß. Jadczewski ging also mit den besten Pferden sogleich zurück, um den anderen Wagen und die Arbeiter nachzuholen. Wir gingen inzwischen zu Edigers, die an der Ecke wohnten, um uns aufzuwärmen und zu warten, bis der 3. Wagen nachkam. Frau Preikschat konnte doch nun im warmen Haus das Baby versorgen, feuchte Windeln am Ofen trocknen, und ich machte Erbsensuppe heiß, so daß wir eine ordentliche Mahlzeit hatten; denn seit Sonntagabend hatten wir kaum etwas gegessen; der Appetit war uns vergangen. Elfriede Lenz und Hartmut waren inzwischen mit Rädern nach Weißenberg vorgefahren, um festzustellen, wie der Weg weiter aussah und ob etwa noch Bekannte aus dem Dorfe vorne wären. Nur Frau Petzke aus Borrishof hatten sie gesehen. Die Straße vorn schilderten sie als so schlecht, daß sie meinten, unser langer Wagen würde wohl dauernd von der Fahrbahn schleudern.

Ich beschloß daher, das Gepäck abzuladen und den Wagen zu verkürzen, besonders, da gerade viele Trecks aus Rosenberg vorbeikamen, die alle kurze, gute Kastenwagen hatten. Sogar Herr Ediger baute daraufhin seinen fertigen Leiterwagen wieder auf Kasten um. Frau Ediger kam in der Küche gar nicht mehr zur Besinnung. Sofern die Trecks hielten, kamen die Flüchtlinge um Kaffee bitten, oder Altchen und kleine Kinder, um sich aufzuwärmen, denn es wurde wieder kälter.

Als am Nachmittag der 3. Wagen noch nicht hier war, wurde ich unruhig. Längst hätte er da sein müssen! Plötzlich wurde mir bewußt, daß nur die Arbeiter, die Ausländer zurückgeblieben waren. Wie, wenn sie womöglich alles im Stich gelassen und fortgelaufen wären? Ein Teil Gepäck wäre fort, Wagen, Pferde und vor allem die Kutscher! Jürgen fuhr mit dem Rad ein

Stück zurück, aber er traf niemand. Nach einer Weile fuhr Lene zurück, und da hielt ich es auch nicht länger aus und ging entgegen. Endlich kam der Wagen an, beim Sonnenuntergang erreichte er uns am Warteplatz. Sie hatten die Leiter ordentlich repariert und die Räder nochmals geschmiert, und das alles hatte so aufgehoben.

Nun also konnten wir daran gehen, den 1. Wagen zu verkürzen. Die Pferde konnten sich noch im Stall ausruhen. Es fing schon an, dunkel zu werden, und der Mond ging auf, als wir anfangen, umzubauen. Zunächst luden wir alles Gepäck in den Straßengraben, auch die Bude mußte wieder abgerissen werden. Dann wurde alles auseinander genommen und der Langbaum um etwa 3 m verkürzt, ebenfalls die Leitern. Dabei stellte sich heraus, daß die Hinterachse lose war, also daran lag es, daß der Wagen so schleuderte! Nur gut, daß wir das jetzt noch reparierten, ein Unglück wäre später unvermeidlich gewesen. Ein Rad allerdings lief noch schief, vielleicht konnte man später irgendwo ein gutes erhalten.

Aber nun hieß es, Gepäck zurücklassen, denn da der Wagen so viel kleiner war, ging nicht mehr alle Ladung hinauf. Auch sah ich ein, daß die Last für die Pferde zu schwer war. Die vier Bettstellen mußten also zurückbleiben, und die Nähmaschine sowie der elektrische Herd, was mir recht schwer fiel. Schließlich waren Bekleidung und Nahrungsmittel die Hauptsache. Der Mond schien hell und half mir bei dieser Arbeit, die das elende Gefühl noch verschlimmerte, das Herz in der Brust noch schwerer machte. Auch die anderen mußten, was irgend entbehrlich war, abladen, also ebenfalls Bettgestelle usw. Alles, was Ballast war, blieb zurück, sogar etwas Hausrat und Salz.

Und dann wurde richtig aufgeladen, die schwersten Stücke auf die Achse, und alles mit richtigem Gleichgewicht. Auch die Bude wurde etwas geräumiger gemacht, denn es war zu eng für die Meinen und Familie Preikschat darin. Inzwischen fuhren Wagen um Wagen an uns vorbei, immerfort. Hunderte und Aberhunderte, alle denselben Weg, mit demselben Ausdruck: Dies Schicksal kann man doch nicht ertragen, nur nicht denken, nur nicht denken! Endlich waren wir um 11 Uhr nachts soweit, daß wir anspannen konnten und den Weg fortsetzen. Und dann reihten wir uns ein in den Treck, und es begann die Fahrt auf dem Weichseldamm, diese schreckliche Fahrt, die unerschrockene Männer später als die „Todesfahrt“ bezeichneten. Sie dauerte 3 Tage und 3 Nächte, wovon wir allerdings eine Nacht rasteten. Die Straße war furchtbar glatt, die Kopfsteine so vereist, daß die Pferde trotz Stollen ständig rutschten. Die Wagen schleuderten auf der schlechten, rund gepflasterten Straße, so daß ich dauernd fürchtete, wir würden in den Straßengraben rutschen. Nur durch die Geschicklichkeit der Kutscher konnte das vermieden werden. Ich wollte zu Fuß gehen, und auch die an-

deren Erwachsenen sollten es, aber bald stoppte der Zug, und es ging nur langsam vorwärts. Es wehte ein scharfer, kalter Nachtwind; man fror bei der geringen Bewegung, so daß wir bald alle aufsteigen und uns warm in die Decken wickelten. Zuweilen schlief man etwas ein und wurde dann durch das Räderknarren der vorderen Wagen geweckt, das dann immer lauter auf uns zukam, bis auch wir wieder ein Stück aufrückten. Zu Anfang schien noch der Mond, aber gegen Morgen, als er untergegangen war, wurde es finster.

24. 1.

Endlich dämmerte der Morgen, die Sterne verblaßten am grauen Himmel, und der neue Tag brach klar und kalt mit schneidendem Wind an. Bei der wenigen Bewegung froren auch die Pferde, und es wurden Decken vorgesucht, in die sich zuvor die Menschen gehüllt hatten, und über die Tiere gedeckt.

Die Auffahrt zu der in halber Dammhöhe verlaufenden Straße war furchtbar. Wäre die Straße wenigstens etwas mit abstumpfenden Mitteln bestreut gewesen! Aber wer sollte wohl Sand heranbringen? Außerdem war er ja steinhart gefroren. Viele hatten vor uns Heu auf die Straße gelegt, damit die Pferde darauf etwas Halt finden sollten, aber das nützte auch kaum etwas auf den vereisten Steinen, und der Wind jagte es gleich wieder fort. Mit viel hü und hott, mit Geschrei und Anfeuerung der Tiere versuchte jeder, auf einen Ruck über diesen Anberg auf die Dammstraße zu gelangen. Wenn die Pferde schlapp machten, rollte der Wagen unweigerlich rückwärts und in den Graben, denn Steine zum Vorlegen waren nicht zu finden. Deshalb war der Abstand zwischen den Wagen schon größer gehalten worden; kein Wunder also, daß wir hinten so lange warten mußten.

Wenn wir erwarteten, daß es nun auf der Dammstraße etwas schneller gehen sollte, so irrten wir. Immer nur ein kurzes Stück ging es vorwärts, dann standen wieder alle. Da am Damm die Dörfer aufhörten, gab es keine Möglichkeit, irgendwo Kaffee zu kochen oder Milch fürs Baby zu wärmen. Aber Frau Seelke, die in Weißenberg Verwandtschaft hatte, ging dorthin voraus und brachte gegen Mittag etwas Kaffee mit. Die Pflasterstraße, die in halber Dammhöhe verlief, war schlecht gebaut und war seitlich nach dem etwa 15 m tiefen Abhang abschüssig. Zwar war sie durch alte Linden gesäumt, aber die standen zu weit auseinander, um ein Abstürzen der Wagen verhindern zu können. Wir alle mußten die Wagen von der Seite stützen, damit sie nicht erst ins Schleudern kamen, sondern scharf links am Damm blieben.

Aber schon sah man das erste Unglück. Ein Fuhrwerk war abgestürzt. Welch Entsetzen packte uns bei dem Anblick des völlig zertrümmerten

Leiterwagens, dessen Wrackstücke von ganz besonders starker Bauart zeugten! Einige Kisten standen mit verladefertiger Anschrift am Straßenrand. Unten aber lag alles verstreut. Zerrissene Betten, aus denen die Federn davonflogen, zerquetschte Koffer, zerrissene Decken, zerbrochene Kisten, zusammengebundene Schulbücher, Schiefertafeln und Griffelkästen, ausgestreute Lebensmittel, ein Sack ausgeschüttetes Mehl. Aber am erschütterndsten der Anblick des Pferdes, das einzige Lebewesen dabei, das traurig an den Trümmern stand und mit dem Huf am zugebundenen Hafersack scharrte. Das Herz wollte sich im Leibe umdrehen bei diesem Anblick; jedem kamen die Tränen, der das sah. Schließlich kletterte eine Frau den steilen Abhang hinab und machte den Hafersack auf. Nie werde ich dieses Bild vergessen! Welche Tragödie mochte sich hier abgespielt haben! Unmöglich, daß Menschen, die auf dem Wagen gesessen hatten, am Leben geblieben waren.

An einer Biegung, wo der Weg etwas breiter war, stand ein verunglückter Wagen mit Radbruch. Frauen waren dabei, Gepäck umzuladen auf die Wagen von Nachbarn. Irgendwie schienen mir die Gesichter bekannt. Aber da alle so in dicke Pelze und Schals gehüllt waren, mußte ich nach dem Namen fragen. Das war ja Frau Riemann, Lehrerfrau aus Tiefenau! Der ihr zur Verfügung gestellte Wagen war schon hier zerbrochen, eine Reparatur unmöglich. Ich fragte, ob ich das intakte Hinterrad haben könne, da ja das meine auch schlecht sei, und überlegte, was ich ihr wohl dafür geben könnte. Ich brauchte es nicht zu bezahlen, im Gegenteil, ich bekam noch etwas dazu: Ein wichtiges Paket übergab sie mir, das ich bei der nächsten Gelegenheit nach Berlin schicken sollte. Ich versprach es, übernahm das Rad und setzte den Weg fort. Er führte jetzt zur Dammkrone hinauf.

Welch schöner Anblick der bekannten Weichsellandschaft bei Weißenberg! In blitzender Winterhelle erstrahlte das Strombett. Wann wird man die Heimat je wiedersehen? Nur umschauen durfte man sich nicht. Wie eine unendlich lange Raupe, wie ein Wurm kamen hinten Wagen an Wagen auf der gewundenen Straße nach, soweit das Auge reichte. Auszug aus der Heimat. Gibt es einen traurigeren Anblick? Kein Leichenzug kann jemals so erschütternd sein.

Als wir gegen Mittag endlich in die Nähe der Schleuse kamen — wir hatten in 12 Stunden 9 km zurückgelegt —, sahen wir, warum es nicht vorwärts ging: Von der anderen Seite rückten auch Wagen um Wagen heran, und da abwechselnd von jeder Straße 20 Wagen hinübergelassen wurden, die sich aber bei der Abfahrt in eine Reihe eingliederten, staute der Übergang dauernd. Die Auffahrt zur Schleuse war wieder steil, so steil, daß die Pferde aufs Äußerste angetrieben werden mußten, um mit einmal heraufzukommen. Aus dem Wald schlugen wir Knüppel, um sie beim möglichen

Versagen der Pferde gegenzulegen, damit die Wagen nicht zurückrollten. Mit äußerster Anstrengung trieben die Kutscher die Pferde an, die dann im Galopp aufsprangen, um dann zu verruhen und abzuwarten, bis die 20 Wagen der anderen Straße vorbei waren. Es war ein Schreien und Anfeuern, ein Schimpfen und Schelten. Kam ein Wagen nicht schnell genug hoch, schob die andere Wagenreihe sich wieder dazwischen. Und dann die Angst der Nachkommenden, die befürchten konnten, daß die Schleuse gesprengt würde, ehe alle hinüber wären! Denn der Russe drängte mächtig nach, das wußten viele.

Von der Schleuse aus sahen wir vor uns den endlosen Wurm der Trecks, die Schlange, die da grau und langsam weiterkroch. Der Weg, jetzt ungepflastert, führte weiter in halber Dammhöhe fort. Es war nicht mehr so glatt für die Pferde, aber die Wagen gerieten doch noch oft ins Schleudern. Wir gingen immer aufmerksam nebenher, um zu stützen; der Weg war auch nur 1½ Spur breit. Etwas flotter ging es nun voran, nachdem wir uns in die eine Fahrbahn eingereiht hatten; aber schon wieder wurden wir ein Unglück gewahr. Ein Trecker war abgestürzt, mit zwei großen Anhängern hatte er unten einen Gartenzaun durchschlagen und einige Obstbäume umgebrochen. Die starke Maschine lag kopfüber da. Das Gepäck war offenbar schon weggeschafft und doch wohl auch die Toten. Es grauste einen, wenn man sich diese Schrecken ausmalte. Wen würde es nächstesmal treffen? Wenn die Pferde aus irgend einem Grund scheuten und nur etwas zur Seite sprangen, war es womöglich schon geschehen. Oh, wer weiß, was uns für ein Geschick beschieden war?

Um 3 Uhr erreichten wir das Dorf Piekel und machten Rast. Viele fuhren weiter, aber ich konnte den Tieren beim besten Willen keinen weiteren Weg zumuten. Auch wußte niemand, ob man bald das nächste Dorf antreffen würde. In einer Schule fanden wir Unterkunft. Die Bewohner waren geflüchtet, aber die Räume noch warm. Das Baby konnte gebadet und ordentlich versorgt werden, auch Kaffee usw. konnten wir besorgen. Eine verschlossene Scheune wurde aufgemacht, damit auch die Pferde unter Dach kamen, denn die Kälte nahm zu.

Ich betrat das Haus gerade, als die letzte Einwohnerin dabei war, die Nachrichten zu hören, und erfuhr, daß der Russe schon südlich Elbing kämpfte! Ich war entsetzt, so schnell kam er näher? Dann waren wir ja noch gerade so weggekommen! Elfriede Lenz aber, deren Eltern dort bei Elbing wohnten, verlor die Fassung. Sie drängte mich, sofort den Weg fortzusetzen, damit wir schnellstens die Weichsel überqueren könnten und etwas sicherer wären. Ich konnte mich der Tiere wegen nicht dazu entschließen. Jemand sagte, der Weg vorne wäre noch schlechter, noch gefährlicher, und es wurde Nacht; die 4. Nacht ohne Schlaf, für mich und die Kutscher. Da erbat sie

sich den Rodelschlitten, schnürte mit Lene ihre Koffer darauf, ich gab ihnen Brot, Fleisch und einige Flaschen Rotwein, der nicht fror, als Getränk mit, versah sie mit Geld, und dann verabschiedeten wir uns mit Tränen. Würden wir uns später mal wiedersehen? Mir fiel es schwer, die Mädels sich selbst zu überlassen, aber sie wollten es, ich konnte sie nicht daran hindern. Es hieß, daß es 15–20 km bis zur Weichselbrücke seien, und da sie ja auch bei mir meist neben den Wagen hergingen, so konnten sie wohl auch allein zu Fuß gehen. Lene wohnte in Dirschau, da konnten sie ja dann ausruhen und weitere Entschlüsse fassen. Ich jedenfalls mußte eine Nacht rasten.

Beim Umhergehen fand ich Leute aus der Nachbarschaft: Bürgers, Jaedtkes und einige andere. Sie hatten sich bei einer Frau einquartiert, kochten und schmorten ihr mitgebrachtes Fleisch und ließen sich's wohl sein. Sie erklärten, sie wollten nicht weiterfahren, es wäre zwecklos, in unser Dorf würde der Russe kaum kommen, und sie wollten doch nicht alles im Stich lassen. Wenn wir nach einigen Wochen zurück könnten, wäre in unserer Abwesenheit alles geplündert, und wir fänden nichts mehr von der beweglichen Habe vor. Da wäre es besser, bald zurückzukehren und das Eigentum zu betreuen. Freilich, so ganz Unrecht mochten sie nicht haben. Aber wie wollten sie zurück? Gegen den Strom konnte man nicht schwimmen, die einspurige Treckstraße zurückzufahren war unmöglich. Einen anderen Weg gab es nicht. Und es war anzunehmen, daß die Schleuse gesprengt würde, wenn der Feind näher kam, und dann war man gefangen. Die Weichsel war hier nicht zugefroren, und die Nogat auch nicht. Dann saß man zwischen den Delta-Armen des Flusses wie die Maus in der Falle und kam nicht hin und zurück. Als ich mir das klargemacht hatte, beneidete ich sie um ihren guten Mut, hier abzuwarten. Für mich gab es keine andere Lösung als: weiter! Ich konnte jetzt nur eines: Im großen Strom des Schicksals mitschwimmen.

So kam wieder die Nacht. Es war die furchtbarste Nacht, die ich erlebte. Unter den Fenstern unseres Raumes ging die Treckstraße vorbei. Einige Wagen hielten, die gleich mir den gefährvollen Weg in der Nacht fürchteten, am Wegrand. Aber von hinten kamen ununterbrochen Wagen um Wagen, die vorbei wollten, denn immer wieder drängten die hinteren nach in der Angst, nicht mehr das Ziel zu erreichen, ehe der Feind da war. Ein hü und hott, ein Schimpfen und Fluchen, ein Geschrei und Getobe herrschte unten, das die ganze Nacht über nicht abriß. Der Mond geisterte über das Nogattal und die Flüchtenden, daß einem unheimlich wurde. Der Schnee knirschte und sang unter den Rädern, und dann fuhr ein schwerer Trecker zwischen den Wagen, der bei dem langsamen Tempo ganz besonders laut tuckerte und schon lange von weitem zu hören war. Wenn die Kolonne hielt, wurde es etwas leiser, fuhren die Wagen an, dröhnte auch der Trecker wieder lauter, daß die Scheiben klirrten. Gerade unterm Fenster hielt er

an, weil vorne alles stillstand, und das buff-buff-buff begleitete mich hinüber in einen schrecklichen Traum, in dem ich Kolonnen von Treckern sah, die mit Kindern schwerbeladene Wagen zogen und die den Damm hinunterstürzten und alles in Tod und Trümmer rissen.

Plötzlich wurde die Tür unseres Zimmers aufgerissen, und ein Mann schrie, weshalb wir noch schliefen, wir sollten machen und aufstehen, wenn uns das Leben lieb sei, es wäre höchste Zeit weiterzufahren! Ich taumelte hoch, fand zuerst nicht die Streichhölzer, die Kerze. Dann stellte ich fest, daß die Uhr die 4. Morgenstunde zeigte. Augenscheinlich hatte sich der Mann in der Tür geirrt, er erkannte, daß wir nicht zu ihm gehörten, und ging fort. Auf der Treppe polterten dauernd Menschen auf und ab, die schon ihre Sachen hinuntertrugen. Aufgeschreckt standen wir auf und machten uns auch zur Weiterfahrt fertig. Mit den kleinen Kindern ging es nicht so schnell; ich kochte noch Kaffee, und dann waren wir marschbereit. Aber inzwischen war der Mond untergegangen; es war dunkel, und ich wagte noch nicht auf den Damm zu fahren, denn jetzt ging es auf der Dammkrone weiter; so warteten wir noch über eine Stunde, bis gegen 7 Uhr der Tag dämmerte. Dann setzten wir den Weg fort.

25. 1.

Nicht weit, da lag schon ein Wrack rechts an der Dammkante, weiter vorne eines links. Ein Stück weiter irrte ein verlassenes Pferd umher, eine alte Mähre. Die Leiche eines frühgeborenen Fohlens lag da — und vorne schon wieder abgestürzte Trümmer! Oh, was würde uns doch der heutige Tag bringen, würden wir den Abend noch erleben? Es ging auch nur ganz langsam vorwärts, alle gingen nebenher, nur die kleinen Kinder mußten im Wagen bleiben, denn es war kalt. Oft stand auch alles, dann gab es zu wenig Bewegung für die Kleinen. Ich ging oft ein Stück vor oder zurück und traf allerlei Leute, die ich irgendwie kannte, sei es durch den Kükenverkauf meiner Brüterei oder durch andere Bekannte.

Plötzlich erschrakten wir durch das Poltern eines Kanonendonners. Betroffen sahen sich alle an: was war das? Und in aller Augen flackerte die Angst: der Krieg! Einige Männer meinten, es wäre ca. 40 km ab, die klare Winterkälte trägt den Schall weit. Und dann waren auch Flieger über uns! Wenn sie niedrig flogen, konnte man sie als deutsche erkennen, aber die hoch flogen? Neben dem Damm zog sich ein langer Wald hin, fortwährend brummt nun Flieger tief darüber hin. Was tun, wenn es plötzlich russische wären? Um im Wald Deckung zu suchen, dazu war er nicht nahe genug, denn wenn man die Flieger sah, waren sie schon über uns. Und die Wagen und Pferde konnte man doch nicht allein stehen lassen! Die Pferde würden

scheu werden und beim zur-Seite-Springen die Wagen mit sich den Damm hinunter reißen. Eine entsetzliche Katastrophe war vorauszusehen. Und vor uns nur Wagen, soweit das Auge reichte, auf dem Damm und hinter uns auch. Wenn es doch endlich vorwärts gehen wollte! Aber immer wieder stand man still. Dann und wann wurde etwas nachgerückt, selten, daß eine halbe Stunde lang gefahren wurde. Das Kriegsgetön rührte jedenfalls von feindlichen Panzern her, die auf Marienburg zustießen. Allmählich gewöhnte man sich an das Ballern und schrak nicht mehr so oft auf, obwohl es näher zu kommen schien. Was sollte man auch tun? Eingekeilt standen wir zwischen anderen Wagen, vorwärts oder rückwärts konnte man nicht, und rechts und links gähnte der 20–30 m tiefe Abgrund. Also konnte ich nur dem Schicksal stille halten und abwarten, was es mir bestimmte. Vor und hinter uns hatten ja alle das gleiche Los. Und da ich keine Möglichkeit hatte, irgendwie selbst zu handeln, ergab ich mich in mein Schicksal, das nur Gott allein kannte.

Über dem Kampfgebiet spielten sich bestimmt Luftkämpfe ab, denn mit einemmal kam ein deutscher Flieger im Tiefflug über den Wald gebräust und warf im Notwurf seine Bomben in die Weichsel ab. In den Nachmittagstunden wurde es etwas stiller, vielleicht hatte sich das Kampffeld etwas verschoben, auch waren wir inzwischen etwas weiter vorgerückt.

Mit einemmal wurden wir hinter uns in den Kämpfen, im Weichselvorland, einen grauen Schatten gewahr, der immer näher auf uns zukam. Es war eine riesige Viehherde, die mehrere Männer mit Hunden abtrieben. Wundervolle Rinder waren es, jemand verglich sie mit Ostereiern, die da unten an uns vorüberkullerten. Wieder kamen die Tränen, denn man dachte an das eigene zurückgelassene Vieh. Oh, nur nicht denken! Etwas später kamen noch eine Herde und viele Schafe vorbei.

Nun waren wir von früh an auf dem Weg, mit der Zeit verlangte es uns doch nach etwas Eßbarem. Das Brot war gefroren, Fleisch und Wurst ebenfalls, Butter und Schmalz überhaupt nicht zu streichen. So mußten wir eben Brot und Fleisch erst im Munde auftauen, ehe man es essen konnte. Vor allem die Kinder mußten immer wieder darauf hingewiesen werden, damit sie sich nicht noch eine Magenerkältung zuzogen. Das Brot konnten sie auch in der Hosentasche auftauen, vorausgesetzt, daß sie unter den dicken Mänteln überhaupt erreichbar war. Zu trinken gab es nichts, es war kein Gehöft am Wege, wo man hätte Kaffee kochen können. Schlimmer war es für die Kleinsten. Die Mütter konnten die Milch, wenn sie überhaupt noch welche mithatten, nur in der Flasche in den Kleidern mit ihrer eigenen Körperwärme erwärmen, Zwieback oder Kekse im Munde auftauen und ihnen dann einstecken. Auch unser Kleinstes hatte es schlecht. Mutter Preischat hatte ganz plötzlich aufgehört, es zu stillen, und nun gab es keine

Milch. Tee oder schwarzer Kaffee waren neben durchgekauem Weißbrot die einzige Nahrung, mich dauerte das kleine Wesen unendlich.

26. 1.

Allmählich, ehe der Mond unterging und es finster wurde, kamen wir nun vom Damm herunter auf die Landstraße. Die war aber auch wieder so vereist und in schlechtem Zustand, daß die Fahrt nicht besser ging als auf dem Damm. Vor uns rutschte ein Wagen ab in den Straßengraben. Wir mußten ausspannen und den Wagen seitwärts herausziehen, ehe wir weiterkonnten. Langsam, langsam schob sich nun alles weiter der Weichselbrücke bei Kunzendorf vor Dirschau zu. Im letzten Dorf am Brückenkopf mußten wir 2 Stunden warten. Der Wind zog eisig und ging durch Mark und Bein. Nur Mutter Preikschat fand mit dem Säugling ein Plätzchen in einer Hütte, wo sie ihn endlich sauber machen und frisch wickeln konnte. 30 Stunden lang lag das Kind im nassen, schmutzigen Zeug! Das wundgescheuerte Körperchen tat jedem weh, der es sah. Würden wir in Spangau ans Ziel kommen? Dann wäre alles noch wieder gut zu machen. Länger aber hielt solcher Behandlung so ein kleines Wesen nicht stand.

Gegen Mittag ließ der rauhe Wind etwas nach, und die Sonne kam vor. Von 3 Seiten strömten jetzt die Trecks der Brücke zu. Je 50 Wagen wurden hinübergelassen. Nun, dann mußte ja hinten alles stocken. Denn hier ballte sich das ganze Westpreußen der rechten Weichelseite zusammen. Viele Kutschwagen fuhren mit in den Trecks, es waren die Gutsbesitzerfamilien. Schöne, edle Pferde waren vorgespannt, die Kutschielen aufgelegt. Und wieviele edle Fohlen und Jährlinge liefen neben den Wagen her! Aber schon hatten viele Bauern erkannt, daß das Futter für die jungen Pferde nicht ausreichen würde, und so ließen sie sie zurück, und daher liefen vor der Brücke viele herrenlose Pferde umher.

Mittags 12 Uhr passierten wir endlich die Reichsautobahn-Brücke über die Weichsel. Ein Wunderwerk ist dieser gewaltige Bau, der grandios das breite Flußbett der Weichsel überspannt. Auf dem Fluß herrschte Eisgang, ein wunderbar lebendiges Winterbild unseres Stromes. Ja, seine Eisschollen trieben der Mündung zu, seine Wasser zum Meere, immer den gleichen Weg, immer zum gleichen Ziel. Wohin trieben wir, wohin wälzte sich der Strom der armen Heimatlosen, Ausgetriebenen? Ach, wo würde unser Ziel sein? — Nun überquerten wir die Weichsel, und damit versank unsere Heimat, das Weichseltal hinter uns.

Geschrieben am 25. März 1945, nach Ende der Flucht, im Westen.

Nachtrag, März 1981 in Kanada

Wir kamen durch. Nach unglaublich mühseliger Fahrt durch tiefen Schnee, bittere Kälte, Schneematsch und nach mehreren Ruhepausen waren die Straßen am 18. Februar endlich soweit frei, daß die Wagen ins Rollen kamen. Bei einem Aufenthalt brachte Jadczewski seine Familie in sein Heimatdorf, er kehrte zu uns zurück!

Es gelang mir, Bahnreiseerlaubnis und Fahrkarten für die Familien Preikschat, Pekruhn und Seelke zu erlangen, und mit einem der letzten Züge fuhren sie ab. Später konnte ich die Russenmädchen Ulana und Maruschka einem Arbeitsamt übergeben. In Köslin traf ich dann meine nächsten Nachbarn, und zwei Tage vor den Russen kamen wir durch Kolberg. Über Oder, Elbe und Weser wurden wir am 25. März in Schmalförden, nahe Bremen, vor dem Einrücken der Engländer untergebracht. 62 Tage dauerte der Treck. Jadczewski, dem das Durchkommen zu verdanken war, Sascha und Tanja wurden später in ihre Heimat transportiert. Fortwährend hatte ich Karten geschrieben, und mit letzter Post erhielt ich von meiner Mutter aus Klötze/Altmark die Nachricht, daß sie mit den Kindern bei Tante Liesbeth liebevoll empfangen wurde.

Sobald die Lage etwas geklärt war, fuhr ich mit Hartmut auf Rädern 220 km nach Klötze und nahm den 6jährigen Egbert mit zurück. Angekommen, erfuhr ich, daß die Zonengrenze gesperrt worden sei. Erst ein Jahr später konnte ich Mutter und die drei kleinen Kinder über Friedland nachholen. Diese Reise dauerte eine Woche.

Hellmut hatte aus der Festung Breslau geschrieben und aus Madlitz erfahren, daß wir den Russen entgangen waren. Ich erfuhr im November 1945 von einem Kameraden, daß er bei Kiew in Gefangenschaft sei. Der Todesfall von Nachbar Janz-Ziegellack, in der ersten Lokalzeitung nach langer Pause bekannt gegeben, führte zur Auffindung der Verwandten.

Meine Schwiegereltern mußten ihren Treck in Kolberg stehen lassen und kamen mit dem Schiff nach Holstein. Die Familie fand sich in Salzgitter/Harz zusammen. Von 18 Enkeln blieben 6 Opfer der Flucht.

Familien Pekruhn, Seelke und Elfriede Lenz kamen durch, und Nachbar Braun lieferte seine Gefangenen bei einer Sammelstelle ab. Seine Frau war in Bad Oldesloe durch Bomben ums Leben gekommen.

Zu Weihnachten 1948 kam Hellmut aus russischer Gefangenschaft zurück. In Friedland erkannte ihn ein englischer Korporal wieder, der bei uns in Rothof als Gefangener gearbeitet hatte. Seit 1956 leben wir in Kanada.